

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Kaum hatte die entschlossene Jungfrau den Vater nach Hause gebracht und alles für ihn Nothwendige besorgt, so schwang sie sich auf das Pferd und verfolgte den Weg nach der Hauptstadt.

Aber die damaligen Geldverlegenheiten der Bank hatten den Zudrang der darüber ängstlich werdenden Inhaber von Papiereu auf sie, so außerordentlich gemacht, daß Jenny bald sah, an ein Erreichen ihrer Absicht sey nicht zu denken.

Einem zu derselben Zeit dort anwesenden jungen Manne schien ihr unverkennbarer Mißmuth Theilnahme einzufößen. Er gewann ihr Rede an, beklagte sich gegen sie über den Bankzustand, und als er bei dieser Gelegenheit ihre Heimath und den Betrag ihrer Banknote erfuhr, sprach er: „Beste Miß, wenn die Summe, die sie wünschen, nicht mehr beträgt, so freue ich mich um so inniger, ihren Wunsch befriedigen zu können, da diese Note hier in der Stadt nur mit dem bedeutendsten Verluste unterzubringen seyn würde. Für den Augenblick thut mir gerade das baare Geld weniger Noth, und ich kam auch nur her, zu sehen ob die Lage der Bank sich vielleicht gebessert habe.“

Jenny, trunken vor Entzücken über das großmüthige Erbieten, versicherte ihm ihren ewigen Dank für eine solche Uneigennützigkeit gegen eine ihm gänzlich unbekannt Person.

„Beschamen sie mich nicht, schöne Miß,“ versetzte der Fremde, „ganz ohne Eigennutz möchte denn doch der Kleine Dienst, den ich Ihnen leisten will, schwerlich seyn. Hat er mir nicht schon jetzt die nähere Bekanntschaft der lebenswürdigsten Person verschafft?“ — Hierauf bat er sie, ihm in den Gasthof zu folgen, wo sein Mantelsack liege, und sogleich würde das kleine Geschäft zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit abgethan seyn.

So geschwind aber gieng es damit dennoch nicht. Beim Durchsuchen des Mantelsacks fand er nämlich, daß seine Baarschaft den Betrag der Banknote kaum zum vierten Theil erfüllte. Bald befann er sich auch, daß er sein Geld unterwegs bei einem Freunde zurückgelassen, wo er die Nacht zubringen wolle. „Desto besser,“ fuhr er fort, „mein Freund wohnt höchstens eine Viertelstund ab von ihrem Heimwege; ich bin zu Pferde wie Sie, und erhalte sonach den schönsten Vorwand, ihrer mir unschätzbaren Gesellschaft etwas länger zu genießen.“

Natürlich nahm Jenny das Erbieten an, und bald ritten sie beide miteinander zum Thore wieder hinaus.

„Sind Sie aber auch des Weges vollkommen

kundig, Sir?“ fragte Jenny, nachdem sie schon zwei englische Meilen mit dem Gefährten zurückgelegt hatte, und sie sich eben in einer sehr abgelegenen Gegend befanden.

„Vollkommen, Miß,“ antwortete ihr Begleiter.

„Um,“ versetzte Jenny, ihr Pferd anhaltend, „ich bin es ebenfalls; daher muß es mich befremden, daß ihr Freund nur eine Viertelstunde von meinen gewöhnlichen Wege entfernt wohnen sollte.“

„Ei,“ erwiderte er, „wenn Ihnen die Zeit in meiner Gesellschaft lang zu werden anfängt, so ist unsere Sache auf der Stelle abzuthun. Hier ist mein Freund.“ — Mit diesen Worten zog er ein Pistol aus der Halfter. Ihr solches vor die Brust haltend, fuhr er, während seine linke Hand ihren Arm ergriff, also fort: „Mein Freund verlangt von Ihnen jene Banknote, oder. . .“

Miene und Ton sagten der Erschrockenen sogleich, daß die Forderung keineswegs ein plumper Scherz, sondern der bitterste Ernst war. Der schändlich Betrogenen blieb nichts übrig, als die Note aus ihrem Busen zu ziehen und sie dem Raben hinzureichen. Da entriß ein heftiger Windstoß das Papier der zitternden Hand und wehete solches über eine nahe Veräunung. Der Räuber sprang vom Pferde, der Beute nach. Aber wie furchtbar auch sein Gesicht und die Mündung des Feuergewehrs zurück gegen die Beraubte sich kehrten, es benahm ihr doch die allerdings durch den unerwarteten Angriff sehr erschütterte Fassung so wenig, daß sie, wie der Räuber eben über den Zaum gestiegen war, ihrem Schimmel die Sporen gab und davon jagte. Das ledige Pferd eilte dem Schimmel nach. Der Schuß, den der Bösewicht ihr hinterher sendete, verfehlte zum Glück sein Ziel. Er machte überdies beide Pferde scheu, so daß bald an kein Einholen derselben mehr zu denken war, und das entschlossene Mädchen mit dem erbeuteten Pferde in der väterlichen Wohnung anlangte.

Erfreut die geliebte Tochter aus so großer Gefahr gerettet zu sehen, umarmte der Kranke die Heimgekehrte, nachdem sie ihm den Hergang der Sache mit vielen Thränen erzählt hatte. Uebrigens war der erste Schrecken über den Räuberanfall von den heilsamsten Folgen für seinen gichtkranken Fuß gewesen. Er konnte aufstehen und herausgehen, das erbeutete Pferd in Augenschein zu nehmen. Obschon solches die verlorne Banknote nicht werth seyn mochte, so fand sich doch bei genauer Untersuchung des Mantelsacks, eine viermal größere Summe in Gelde darein

genäht, nebst mehreren Banknoten von ziemlichem Werthe.

Die Freude über das unerwartete, mitten aus dem Schooße des Unheils selbst aufgeblühete Glück ließ dem alten Mind keine Ruhe. Noch spät am Abend bestieg er seinen Schimmel und eilte damit zu Robertsons.

Man kann sich vorstellen, mit welchem Jubel er und seine Nachrichten empfangen wurden.

Uebrigens unterließ er nicht, in öffentlichen Blättern anzuzeigen, daß ein fremdes Pferd in seinem Stalle jedem ausgeliefert werden solle, der sich als Eigenthümer erweisen könne. Aber der Eigenthümer hatte freilich die besten Ursachen, Pferd und alles im Stich zu lassen, was bald darauf die Grundlage des neuen Wohlstandes zweier, nunmehr durch die Ehe ihrer Kinder eng verbundenen Familien geworden ist.

Der Ehering.

Eine wahre Geschichte.

Im Jahr 1757 verheirathete sich zu Bergop-Zoom, in Holland, ein neunzehnjähriges Mädchen auf gut Glück, denn sie hatte nichts als ihr nettes Fräzchen und ihr junges Blut, und der Bräutigam ein paar gesunde Arme und seine feurige Liebe. So lange die Fliederwochen dauerten, gieng es erträglich; aber nur zu bald kamen die Verlegenheiten: man kann nicht immer küssen, man will auch essen, und der Mangel hat schon manchen Liebeswahn entzaubert. Indessen suchte sich das junge Paar durchzubringen so gut es gehen wollte: er diente als Knecht in einer Handlung, sie wusch für die Leute. Eines Tags, bemerkte sie mit großem Schrecken, beim Nachhausegehen, daß ihr der Ehering fehle; wie und wo sie darum gekommen, das wußte sie nicht, sie mußte ihn beim Waschen verloren haben. Der Verlust des Eherings, das weiß jede Matrone, ist von schlimmer Vorbedeutung, sie hat sich auch hier bestätigt; denn wie sie nach Hause kommt, findet sie einen offenen Schrank und ein leeres Zimmer; auf dem Tische lag ein Zettel folgenden Inhalts: „Liebe Frau, wir leben zusammen ein kümmerliches Leben; der Verdienst reicht nicht für uns zwei, wie würde es erst werden, wenn noch kleine Schreier dazu kämen. Ich kann diese Armuth nicht länger mehr ansehen, und will ein wenig mein Heil in Indien versuchen. „Glückt es mir, so sollst du dabei nicht zu kurz kommen; denn, obwohl ich dich verlasse, so bist du mir doch lieb und werth, und deinet-

wegen geschieht es hauptsächlich warum ich reich werden möchte. Drum lebe wohl, vergiß meiner nie, und große mir nicht. Ich habe nichts mitgenommen, als meine Wäsche und Kleider und das vorräthige Geld; du weißt, es ist nicht viel, und auf der langen Reise ist es mir unentbehrlicher als dir. Du hast von nun an nur für dich allein zu sorgen, und deiner Hände Arbeit wird dir schon durchhelfen. Leb wohl.“

Der Armen entsank das mit ihren Thränen durchnezte Blatt. Schnell faßt sie den Entschluß dem Undankbaren nachzureisen; sie eilt nach Antwerpen, wo er, wie sie vermuthete, sich einschiffen würde. Sie fand ihn aber nicht, und Niemand konnte ihr dort von ihm Auskunft geben. Trostlos lehrte sie wieder heim und gab alle weitere Nachforschung auf. Die Zeit allein, dieser mächtige Tröster, milderte ihren herben Schmerz, und die Hoffnung des Wiedersehens hielt fest in ihrem Herzen. Aber Jahre floßen unaufhaltsam vorüber, große Begebenheiten entfalterten sich in ihrem Laufe, Frankreich probierte sieben oder acht Verfassungen, wurde Republik, Kaiserthum und endlich konstitutionelles Königreich, selbst Bergop-Zoom wechselte zweimal seinen Herrn, aber in der Lage der armen Frau änderte sich nichts, sie blieb die dürftige Verlassene. Das Alter beugte sie, aber die Erinnerung an den Entflohenen blieb immer jung. Wo mag er wohl seyn? oder, ist er gestorben, wo ist sein Grab? vielleicht in der Tiefe des Meers! Dieß waren die täglichen Gedanken, woran sich ihre stille Wehmuth im Jahre 1828, siebenzig Jahre nach dem bitteren Trennungstage, noch ergoßte.

Eines Tags kommt sie, wie gewöhnlich, vom Markt zurück in ihre einsame Kammer; sie hatte sich ein wohlfeiles Seefischlein, ein Platteisen, zum Wirtagsmale gekauft. Wer malt den freudigen Schauer, der sie überläuft, als sie beim Audehnen desselben in seinen Eingeweiden ein goldenes Ringlein findet, und dieses, bei näherer Besichtigung, für ihren vor siebenzig Jahren verlorenen Ehering erkennt. Ja, es ist keine Täuschung, er ist's, die darin eingegrabenen Buchstaben bezeugen es. Sie war einer Dahnacht nahe. Als sie sich wieder erholt hatte, sagte sie: O du stummer Zeuge meiner unglücklichen Trauung, könntest du doch erzählen, welche sonderbare Schicksale du erlebt hast, bis du in den Bauch dieses Fisches geriethst! Hastig steckt sie den lang entbehrten Ring an den Finger, aber der eingeschrumpfte knöcherne Finger füllt ihn nicht mehr. Um das theure Kleinod nicht wieder zu ver-

hieren, faßt sie es an eine Schnur, Willens es an den Hals zu hängen und am weissen Busen zu verwahren. Ueberdem klopfte es an der Kammerthüre, und auf ein freundliches Herein! erscheint der Briefträger mit einem Briefe aus Chandernagor in Indien. Dieser bringt ihr Kunde vom Tode ihres Mannes, und von einem Testament, das sie zur Universalerin einsetzt über ein Vermögen von mehr wie einer Million Rupien. Das war zu viel für das durch die Begebenheit des Ringes schon so sehr erschütterte Herz; alles Blut strömte ihm zu auf einmal, es stockte und leblos sank die Betroffene vom Sessel. Der verhängnisvolle Ring hatte sie auf ein Neues ihrem Manne jenseits des Grabes angetraut. Fünf lachende Erben, ein Kleinschmidt, ein Verrückenmacher und drei Zimmerleute, Neffen und Bettern der Verbliebenen, theilten die reiche Erbschaft.

Gauner • Streich.

In den an der Loire gelegenen Provinzen Frankreichs, trieb dieses Jahr eine Diebsbande ihr Wesen. Davon wurden elfe eingefangen, unter welchen ein gewisser Roi, der mutmaßliche Anführer derselben, sich befindet. Hier eines der Kunststücke dieses verschmitzten Gauners. Als er mit einem seiner Helfershelfer in der Gegend von Montmorillon herumstreifte, nach einer guten Gelegenheit spärend, irgend einen Schnitt zu machen, sah er auf dem Felde einen Bauern am Pfluge, an dessen Schafsgesichte er sogleich urtheilte, daß sich etwas mit ihm thun lasse. Sein Plan ist bald entworfen; er sagt seinem Kameraden ein Paar Worte, heißt ihn sich hinter ein Gebüsch verstecken und auf einen Wink hervor zu treten; er selbst nähert sich dem Bauern, knüpft ein Gespräch mit ihm an, bewundert die an seinem Pfluge gespannten zwei Pferde, und äußert den Wunsch ihm eines davon abzukaufen. Dem Bauern ist es Anfangs nicht feil; der Gauner scheint aber in das Pferd so vernarrt, und bietet einen so hohen Preis, daß der Entschluß des Bauern wanket. Der Gauner merkt es, bietet noch einen Louis d'or mehr, und der Bauer, froh einen so guten Handel zu machen, schlägt ein. „Gut,“ sagt Roi; „ehe wir aber den Kauf ganz abschließen, möchte ich doch das Pferd auch gehen sehen; sitzt auf und lasset es ein wenig laufen.“ Die Bauern der dortigen Gegend sind aber keine Eselher, sie gehen neben ihren Pferden her trotz einem, aber reiten, das ist ihre Sache nicht. „Sitzt Ihr selber auf, erwiedert

der Bauer, ich reite besser auf zwei Weinen als auf vier.“ — „Wenn ich das Pferd selber reite, kann ich ja nicht sehen wie es läuft.“ — Ueberdem kommt der andere Gauner hervor, und geht ganz gleichgültig an ihnen vorbei. — „Könnet Ihr reiten, guter Freund, ruft ihm der Bauer zu, so seyd so gut, dem fremden Herrn dieses Pferd ein wenig vorzureiten.“ Dieser sitzt auf, treibt es einige Male hin und her vor ihren Augen. Roi ist aber damit noch nicht zufrieden und möchte auch sehen wie es sich ausstreckt, und nach einigen Gängen Trab und Galopp verschwindet Mann und Pferd. — „Was will das heißen, ruft Roi aus, kennet ihr diesen Menschen? der ist gewiß ein Spitzbube, der Euch euer Pferd stiehlt; geschwind sitzt auf und eilet ihm nach.“ — „Da wäre ich bald abgeworfen; sitzt lieber selber auf und holet den Halunken ein.“ — Das läßt sich der diensbare Roi nicht zweimal sagen, schwingt sich auf's Roß und jagt davon. Er ließe noch, wäre er den Gendarmen nicht in die Hände gerathen. Nur eines der beiden Pferde ist wieder gefunden worden, Roi hatte es anderswo einem Bauern verkauft.

Die Forelle aus dem Genfer See.

Sobald Napoleon zur obersten Gewalt gelangt war, vernachlässigte er keines jener Verführungsmittel, wodurch die Menschen sich lenken lassen; eine gute, wohlbesetzte Tafel ist der wirksamsten eines. Cambaceres, der Fürst Erzkanzler des Reichs, hatte sich durch lange Praxis die tiefsten und mannigfaltigsten Kenntnisse in der Leckerkunst erworben, niemand wußte wie er eine Tafel anzuerdnen und die Honneurs dabei zu machen; ihn wählte Napoleon zu seinem Amphitriton und offiziellen Gastmahlgeber. Bald ward die Pracht seiner Tafel, die Köstlichkeit seiner Gerichte von einem Ende der Welt zum andern ausgepöfaunt und bewundert. Napoleon hatte dem Koche des Erzkanzlers mehr glückliche Unterhandlungen, vortheilhafte Traktate und aufrichtige Versöhnungen zu verdanken, als dem diplomatischen Schwarme, der die Säle der Tuilerien anfüllte.

Von allen Punkten des Reichs wetteiferten Königsleins, Obrigkeiten und Bürgerschaft das Beste und Seltenste in die Küche, den Keller und die Vorrathskammer des Fürsten Erz-Amphitriton zu liefern; sein Pallast war ein wirkliches Schlaraffenland, und das französische Reich erinnerte durch seine prunkvollen Gastmahle, wie durch seine Eroberungen, Macht

und Größe an das Reich der Römer unter den ersten Kaisern.

Um diese Zeit wurde eine bewundernswürdige Forelle im Genfer-See gefangen. Präsekt und Mäthe und Municipalitäts-Glieder und Notablen, alles gerieth darüber in Bewegung in der kleinen ehemaligen Republik; eines solch ausgezeichneten Leckerbissens war die Tafel des Erzkanzlers allein würdig; ihm wurde er bestimmt. In Eile ließ man ein ungeheures irdenes Gefäß verfertigen; die Riesenforelle, wie eine Munte mit in Salzlake getränkten Bändern umwickelt, wird auf einem weichen Kräuterbette, hineingelegt; ein anderes Gefäß enthält die Brühe, vom einzigen Koche verfertigt, der im Lande das echte Rezept dazu besitzt; ein Kurier wird abgefertigt, der ersten Magistratsperson des Reichs das kostbare Geschenk zu überbringen, das der Errepublik Genf die hohe Gunst des mächtigen Mannes zuziehen soll.

Der gastronomische Abgeordnete trifft glücklich und wohlbehalten zu Paris ein. Die Forelle wird feierlich übergeben, in Empfang genommen und nach Werth gewürdigt; der Fürst hat die Gnade den freigebigen Schenkern selbst Dank abzustatten. Diejenigen, die von diesem köstlichen Gerichte zu speisen das Glück hatten, konnten lange nachher nur mit innigster Rührung davon sprechen.

Nun schlug aber für Frankreich die ernste Stunde der Budgets-Prüfung. Als die Rechnungskammer das Budget von Genf vornahm, fand sie folgenden Posten darin: „Ankauf einer Forelle, Abkochen, Brühe und Ueberschickung derselben an den Fürsten Erzkanzler: 6000 Franken.“ Großer Rumor und Zetterschrei entstand darüber unter den Rechnungsräthen; der scandalöse Artikel ward gestrichen.

Die Stadt Genf wendet sich an Cambacères; dieser eilt in die Tuileries, klagt bitter über die elende Schikane, die man den braven Genfern macht. Der Kaiser ist sehr ungehalten, daß kleine Rechnungsräthe sich erfreuen, die Pracht eines freiwilligen Geschenke zu tabeln. Diese Knauerei von Seiten eines Staatskörpers, welcher unter der Leitung eines vielgeprüften Gastronomen steht, der von der Forelle mitgegessen, und der ersten einer ihre Vortrefflichkeit hochgepriesen hat, empört ihn; er ergreift die Feder, und gleich darauf überbringt ein Staatsbote dem Senat ein Dekret, daß der Rechnungskammer jede Einmischung in die Verwaltung der Gemeindegelder untersagt. Die Senatoren, wahre Zaherren, wie bekannt, diskutieren das Dekret,

getechnigen es, dasselbe wird publizirt und hat noch heutzutage Gesetzeskraft; der Vorfall aber, der dazu Anlaß gab, ist nur Wenigen bekannt.

Liebesgeständniß eines Koches.

Mein Herz, Schatz, wackelt wie Gelée,
Vor Lust, wenn ich dich blicke,
Doch sonst reißt es wie Frikassée
Die Liebesqual in Stücke.

Im Innern wallt es wie im Topf
Beim heißerglühten Kochen,
Dein bin ich ganz, vom Fuß zum Kopf,
Sammt Haut, sammt Haar und Knochen.

Dein Aug' ist dunkelbraun und rund,
Und groß, wie die Maronen,
Und jedes Wort aus deinem Mund
Weit süßer als Makronen.

So lieblich-gut, wie Mandel-Crem,
Schmeckt, Liebchen, dein Gefose,
Und stets dein Kuß so angenehm
Wie Chokoladen-Sauce,

An Farbe weicht das feinste Mehl
Dem Wunder-Leint der Lieben,
Und deine Zähnechen, meiner Seel!
Sind weiß, wie weiße Rüben.

Wie Essigkümmerchen so klein
Sind, Holde, deine Füßchen,
Die Fingerchen so spitz und fein
Wie englische Radicien.

Ach! seit dich traf mein Liebesblick,
Will mir nichts mehr gerathen.
Bald ist die Suppe klösedick,
Und oft verbrennt der Braten.

An meinen Carbonaden hat —
Ja, Schatz, du sollst es wissen —
Mein junger Herr sich jüngst recht satt
Die Zähne ausgebissen.

Laß dich nicht mit dem Peter ein,
Sonst werd' ich bitterböse;
Der Mensch, der ist ja so gemein,
Wie Sauertraut und Klöße.

Bleib' mir nur treu, so treu, wie ich
Dem Kochheerd' stets geliebt,
Und liebe mich so sehr, wie mich
Die leckern Mäuler lieben.

D halte mich doch länger nicht
Am Bratspieß festgestochen!
Wenn deine Hand die Glut nicht löschet,
Wird noch mein Herz verkochen.